

## Neue Wissensordnung

Die Bibliothek Werner Oechslin von Mario Botta



Wer im Panorama von Einsiedeln nach dem neuen Bibliotheksbau von Mario Botta Ausschau hält, sucht lange vergeblich. In einer Kulisse aus schneeglänzenden Alpenketten und idyllisch mit Waldstücken und Wiesenmatten ausgelegten Berg- und Hügelkuppen, blinkt ein See und macht vor allem das Kloster mit seiner alles überragenden Doppelturmfassade Effekt.

Städtebaulich ist der Wallfahrtsort kein Idyll mehr. Zwar gibt der von Barockfassaden gerahmte Platz vor dem Kloster noch immer eine treffliche Bühne ab. Doch auch hier sind die Ränder des rund 13.000 Seelen zählenden Ortes längst ausgefranst und von den üblichen Trivialitäten zerfressen; eine Infrastruktur, die im übrigen massenweise Touristen und Pilger verkraften muss, tut das ihrige. Höhepunkt ist eine vor nicht allzu langer Zeit errichtete Skischanze, die sich dem Klosterprospekt gegenüber sperrig in die Höhe reckt.

Wenn wir zu ahnen beginnen, wo in all diesem „Treiben“ sich der neue Bibliotheksbau von Mario Botta verbirgt, bemerken wir auch schnell das etwas schwermütig dreinblickende Haus in einem unscheinbaren und verschlissenen Fassadengewand. Hätten wir je vermutet, dass hier alles seinen Anfang nahm? Die Bibliothek von Botta ist die Bibliothek von Werner Oechslin, eine mittlerweile auf rund 50.000 Bände angewachsene Sammlung mit exquisitem Bestand und von elaboriertem Zuschnitt, die hier, in seinem Elternhaus, schon früh einen Ort und nun auch neue Räume gefunden hat.

Wir haben schon lange nicht mehr vom Genius loci geredet. Das, allen voran von Christian Norberg-Schulz, seinerzeit in den Architekturdiskurs eingeführte Paradigma einer Architekturhaltung, in der sowohl die reale Beschaffenheit, als auch der geistige-ideelle Charakter des Ortes zu einem wesentlichen Entwurfs-

thema wird, musste sich wohl erst eine längere Zeit von seinen Abnutzungserscheinungen durch die Postmoderne erholen. Dessen ungeachtet ist der Genius loci im Schaffen einiger Architekten fest verankert, auch wenn er dort nicht immer das Entwurfsthema dominiert. Ein solcher Architekt ist Mario Botta. Nun mag man ihm angesichts des Formats und der Statur seiner Bauwerke unterstellen, er verwechsle den Genius loci mit dem Genius seiner mächtigen unverwechselbaren architektonischen Geometrie; doch kommt er immer wieder auf den Ort als wesentliche Grundlage des Entwurfs zurück und extemporiert ihn in vielfältigen typologischen Variationen und topografischen Situationen. Die Inszenierung eines spannungsreichen Verhältnisses von Kubus, Quader und Zylinder unterschiedlicher Größe ist zu seinem Markenzeichen geworden und durchzieht in einer breitgefächerten Morphologie seine Entwurfsarbeit.

In Einsiedeln hat der Tessiner Architekt den Dialog dieser Grundformen in ein geschmeidiges Beziehungsgefüge verwandelt, das sowohl den konkreten Gegebenheiten als auch der Geschichtsträchtigkeit des Ortes Rechnung trägt: Da ist auf der einen Seite das 934 gegründete Kloster, das nicht zuletzt mit seiner eigenen, bedeutenden Bibliothek einen Maßstab setzt und das Motiv der barocken zweigeschossigen Emporenbibliothek wie selbstverständlich werden lässt. Da ist auf der anderen Seite eine geografische und topografische Befindlichkeit, die dem ganzen Projekt seine metaphorische Weihe und der Architektur ihr Leitmotiv gibt. Hier, wo die Straßenbezeichnung „Luegeten“ vor allem auf die exzeptionelle Sichtbeziehung zwischen dem aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammenden Wohnhaus und dem Kloster verweist, verlief der Jakobsweg, jene berühmte Pilgerroute in das spanische Santiago de Compostela. Einsiedeln war ein „Scharnier“ auf diesem Weg, der den Norden mit dem Süden, die „germanische mit der lateinischen Welt“ verband. Bottas Architektur dramatisiert diese Beziehung der geografischen und der kulturellen Räume bis ins Detail. Der Weg wird zum alles begleitenden Motiv, die Inszenierung der Verschränkung der realen und ideellen Räume zum Movens einer Konzeption, in der sich nicht

zuletzt auch die unterschiedlichen Vorstellungswelten von Architekt und Bauherr treffen. Und das will etwas heißen: Denn Werner Oechslin ist kein Bauherr nach jedes Architekten Geschmack. Als Architekturtheoretiker und -historiker, der nicht nur eine überaus kenntnisreiche, sondern nachgerade intime Beziehung zu seinem Sammlungs- und Forschungsgegenstand unterhält, konfrontierte er den Architekten seiner Wahl auch mit einer höchst eigensinnigen Vorstellung vom Wesen seiner Bibliothek, in der eine eindrucksvolle Fülle von Quellentexten zur Architektur und Architekturtheorie seit dem 15. Jahrhundert versammelt ist, in „guter Nachbarschaft“ (Aby Warburg) zu den übrigen kultur- und geisteswissenschaftlichen Wissensräumen und -ordnungen.

Dass das kein Architekt mit zu speziellen eigenen architekturtheoretischen Ambitionen sein konnte, von denen es an der Zürcher ETH, an die Oechslin Mitte der achtziger Jahre berufen worden war, nicht nur in den Hochzeiten der Postmoderne nur so wimmelte, versteht sich von selbst. Doch dass es gleichzeitig ein Architekt sein musste, der den Vorstellungen des Bauherrn mit einer Konzeption zu entsprechen wusste, die sich aus den genuin architektonischen Möglichkeiten von Volumen und Raum, Tektonik und Material ableitet, auch.



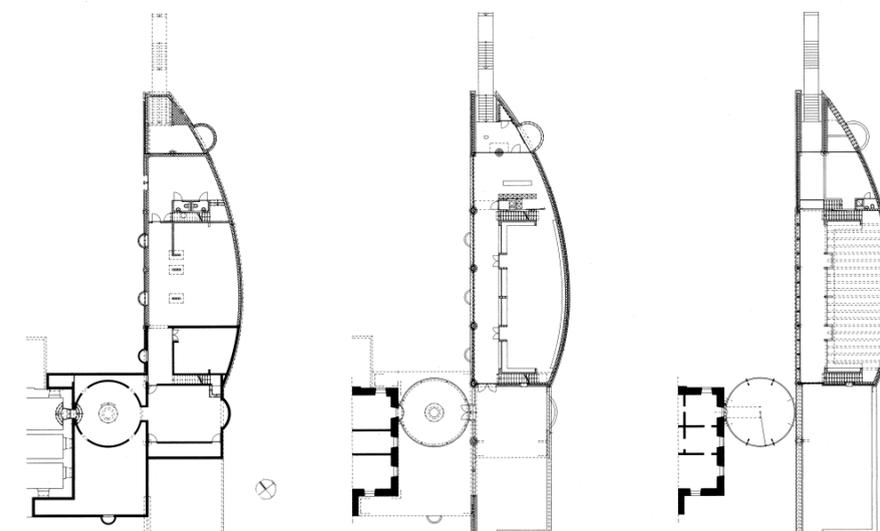
Auch im beschaulichen Einsiedeln sind die Ränder längst „ausgefranst“: Das Elternhaus von Werner Oechslin mit dem neuen Bibliotheksanbau hebt sich auf der rechten Seite des Fotos gleich unterhalb der steilen Bergwiese hervor. Foto oben: Die Gesamtanlage des 934 gegründeten Klosters von Einsiedeln.

Lageplan ohne Maßstab





ckelt, der nicht nur das Motiv des Weges in vielerlei Hinsicht aufnimmt und transformiert. Die körperhafte Behandlung des Volumens generiert auch eine eigengesetzliche Räumlichkeit: Gegenüber der ansteigenden Hügellandschaft holt der Bau zu einem mäßig geschwungenen Bogen aus, der an Bottas Fondation Dürrenmatt in Neuchâtel (1992–1997) erinnert. Seine körperliche Präsenz wird durch die prononciert eingesetzte Materialität der sorgsam verfugten Natursteinfassade aus Rosso di Verona, dessen Farbe und Konsistenz in einem wirkungsvollen Kontrast zur natürlichen wie architektonischen Umgebung stehen, betont. Gleichzeitig rhythmisieren horizontale Bänder aus kleinformatigen Fenstermotiven und vertikale Schlitzfenster diesen Ablauf mit Akzenten und Zäsuren, die sich sowohl auf die Topografie, als auch auf die innere Raumabwicklung beziehen. Die Nachbarschaft zu dem bestehenden Wohnhaus nutzt Botta dazu, das Haus zu öffnen. Hier, wo der Weg seine Passage durch das Gebäude nimmt, erinnert das zwischen bauchig wirkenden „Säulen“ verglaste Erdgeschoss ein wenig an einen Kreuzgang: Dieser zelebriert das meditative Wandeln in der Verschränkung der Wissensräume auf der einen und der realen Umgebungsräume auf der anderen und gibt gleichzeitig dem Platz vor dem Haus eine Einfriedung. Es entsteht ein „Gefühl



In den frühen Anfängen des Bibliotheksprojekts war nur von einer unterirdischen Erweiterung der Büchergelände die Rede gewesen, ein Vorhaben, das heute noch in einer Rotunde sichtbar ist, die den Nukleus für Forschungsgemächer von eher privatem Charakter darstellt. Mit dem Anwachsen des Bücherbestandes und der Transformation der privaten in eine Stiftungsbibliothek wandelte sich der Entwurf zum Konzept einer selbstbewussten architektonischen Geste. Das erschien umso legitimer und bedeutsamer als nicht nur der lange vernachlässigten Quellenforschung als architekturgeschichtlicher Selbstvergewisserung ein sichtbares architektonisches Zeichen gesetzt werden sollte. Angesichts des viel beschworenen Untergangs der Gutenberggalaxis durch die digitalen Medien und die virtuellen Informationsräume schien es überdies mehr als angemessen, einen visuell und körperlich erfahrbaren realen Raum zu schaffen, in dem

die ungebrochene Imaginationskraft des geschriebenen und gedruckten Wortes in anschaulicher Weise zum Ausdruck kommt. Und dafür hat Werner Oechslin gesorgt, der vor allem dem eigentlichen Bibliotheksraum eine unvergleichliche Prägung gibt. Dieser an barocken Vorbildern orientierte und zwei Geschosse umfassende Raum birgt nicht nur ein unerwartetes Volumen. Seine Wände, die hier im eigentlichen Sinne zu Bücherwänden werden, treffen den Eintretenden mit einer von außen kaum erwarteten Wucht. Zwar mag es uns hin und wieder erscheinen, als habe der Bauherr seine Lust am intellektuellen Instrumentieren und Orchestrieren eines in vielen Lese- und Forschungsjahrzehnten gewonnenen Bildungsprogramms kaum zu bändigen gewusst. Doch in der opulenten Ausstattung mit Inschriften und Text, bildlichen und architektonischer Anspielung wird die Leidenschaft sichtbar, mit der einer nicht nur

Bücher sammelt, sondern im Steinbruch der Quellen immer neue Schätze hebt und in seiner Arbeit lebendig werden lässt. Oechslin beschreibt die Programmatik der von ihm federführend konzipierten und ausgestalteten Räume (Seite 23), in denen nicht nur gebildete, sondern vor allem „bewegte Betrachter“ und wissbegierige Benutzer sich auf Forschungsreisen begeben sollen. Umso bemerkenswerter ist es, dass es Botta am Ende geschafft und verkraftet hat, dem Bauherren „seinen Bleistift“ zu leihen. Auf das sanft modulierte Grundstück am „Luegeten“ hat er ein Bauwerk gesetzt, das sich nach Außen artikuliert und nach Innen zurückhält und auf vielerlei Arten Bezug auf seine Umgebung nimmt. Im Dialog mit dem fast quadratischen klassizistischen Wohnhaus auf der einen und der bewegten Hanglage auf der anderen Seite hat Botta einen lang gestreckten Baukörper entwi-



Oechslin und Botta sind befreundet. Der Anbau war schon Anfang der 90er Jahre ein Thema. Planung und Bau zogen sich aber sehr lange hin. Noch immer wird gearbeitet. Bottas Entwurf nimmt die Achse des historischen Jakobswegs auf. Außen dominiert der rosafarbene Kalkstein Rosso di Verona. Oechslins schlichtes Elternhaus stammt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Unter-, Erd- und 1. Obergeschoss im Maßstab 1:750



Der Besucher gelangt über eine Freitreppe und eine senkrecht geschlitzte Öffnung des Baukörpers auf der Nordseite in die Bibliothek. Das Gebäude durchzieht ein breiter Gang mit merkwürdig proportionierten Rundstützen. Der Bibliothekssaal liegt seitlich und verfügt über mehrere Zugänge.

Fotos: Gerhard Hagen, Bamberg;  
Seite 18: Odilo Schoch, Zürich;  
Seite 19: Roland Zumbühl, Arlesheim

des Beschütztseins“, das Botta dann gelingt, „wenn ein starker Kontrast zwischen Leere und Fülle hergestellt wird,“ wie er es selbst formulierte. So dient sich der Baukörper in Umriss und Proportion dem Grundstück und dem Format des Wohnhauses an. Gegenüber dem Ort und vor allem der Klosteranlage wagt der Architekt eine von der Topografie begünstigte, architektonische Geste, die bei aller Zurückhaltung das Selbstbewusstsein des neuen Bibliotheksbaus zum Ausdruck bringt: An der schmalen Nordflanke, wo sich der Haupteingang befindet, erhebt sich der Bau über einer erstaunlich lang gestreckten und in kleinen raffinierten Unregelmäßigkeiten geführten Freitreppe, die einen ganz nebenbei auch die Mühsal des Anstiegs in die lichten „Gefilde des Geistes“ assoziieren lässt. Und die senkrecht geschlitzte Öffnung des Baukörpers, die von Innen formidable Blicke auf das Kloster frei gibt, dramatisiert nicht nur den architektonischen Auftakt und die Sichtbeziehung, sie ist auch die Initiation einer Lichtführung, die die Architektur, wie schon in anderen Bauten Bottas, von allen Seiten belebt und durchdringt. An der Südseite der Bibliothek findet die vertikale Dynamik der Eingangssituation in einer ungleich gelasseneren, horizontalen Geste, eine Antwort: Ein kulissenartiges Arkadenfragment



entlässt den Weg durch das Gebäude wieder in die Landschaft. Teil dieser Landschaft wird auch eine Gartengestaltung sein, in der sich die anspielungsreiche Bildungsprogrammatik der Bibliothek mit Versatzstücken klassischer „Bildungslandschaften“ fortsetzt. Wenn Mario Botta einmal formuliert hat, dass er „fest davon überzeugt (sei), dass die Arbeit des Architekten heutzutage eine neue Dimension für die Suche nach Raum und Gedächtnis eröffnet“ und wir „je mehr Beschleunigung es im Leben gibt, umso mehr (...) das Gedächtnis (brauchen)“, dann hat er mit der Aufgabe in Einsiedeln den richtigen Ort und ein Thema gefunden. Die vielleicht nicht immer ganz freiwillige Zurückhaltung, die er sich auferlegen musste, hat dabei mehr genutzt als geschadet und einmal mehr deutlich gemacht, was Mario Botta auch und vor allem ist: ein Architekt des kleinen Formats.

Werner Oechslin

## Hic tibi certa domus

Zur Geschichte der Bibliothek

Das Bauen einer Bibliothek ist nicht alltäglich, vor allem in dieser – unserer – Ausrichtung und Zielsetzung und der entsprechenden, durch die Inhalte und die wissenschaftlichen und kulturellen Absichten bestimmten Ausstattung. Seitdem wir mit Mario Botta die ersten Überlegungen anstellten, seitdem er die „erste Skizze“ über das Konzept legte, die dann auch erstaunlich getreu in den Bau übersetzt wurde, und seitdem er dann, wie er sagt, uns „seinen Bleistift lieh“, sind vierzehn Jahre vergangen. Seit zehn Jahren leben und arbeiten wir in einer Baustelle, die nun endlich den Umgebungsarbeiten und dann einem Garten weichen wird. Das war ein mühsamer, langer Weg. Und als ob wir es gehäht hätten, war gerade der Weg von Anfang an das Leitmotiv der Bibliothek. Schließlich führte durch das Grundstück der alte Pilgerweg nach Santiago de Compostela und das bestehende Haus war – auf die

sen Weg gesetzt, – auf die barocke Fassade des Klosters Einsiedeln ausgerichtet und deshalb „Gottshuuslueeten“ benannt. Man sah, von Süden kommend, von hier aus zum ersten Mal das schon früh wegen seiner monumentalen Erscheinung mit dem Escorial verglichene Kloster, oder wendete sich von dort herkommend eben von ihm ab, um – wie beispielsweise Goethe – nach Süden weiterzuziehen. Die Bibliothek sollte also auf dem Weg zu liegen kommen. Nichts wäre sinnvoller als den Aufenthalt in einer Bibliothek und die darin verfolgte Tätigkeit, das „Lesen und Verstehen“, als „Ein-paar-Schritte-eines-Lebens Weitergehen“ zu verstehen. Für Mario Botta wurde der Weg zu einem Bleistiftstrich und der Bleistiftstrich wurde zur Mauer aus Rosso di Verona. Der Rest ergab sich zwangsläufig aus dem ansteigenden Gelände und dem engen bebaubaren Grundstück zwischen einigen alten Bäumen und dem Hügel, gegen den sich der

Die Rotunde im Untergeschoss stellt die Verbindung von Alt- und Neubau her. In der Mitte steht ein Metallabguss der Stele des Hamurabi. Die Bibliothek Werner Oechslin umfasst rund 50.000 Bände und ist ab 6. Juni – auf Anmeldung – für Wissenschaftler zugänglich.

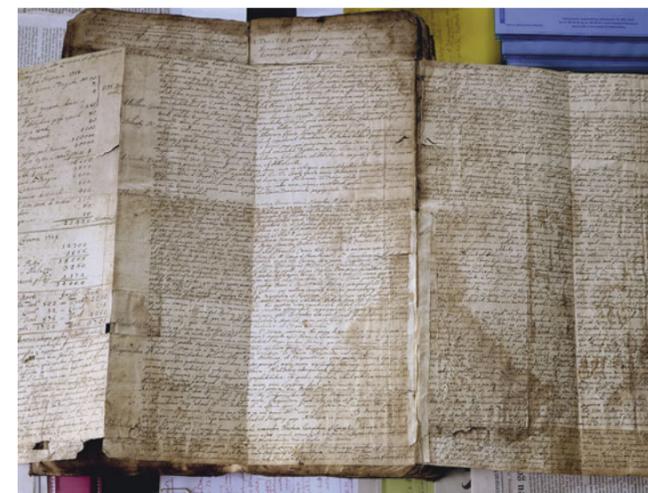


Die Bibliothek beherbergt bedeutende Werke zur Geschichte und zur Theorie der Architektur vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Den Forschern dient sie daher vor allem dem Quellenstudium, bei dem die Konsultation der Originale erforderlich ist. Die Sammlung ergänzen Werke zur Kunstgeschichte, Philosophie und Mathematik.



Bau mit seiner konvexen Flanke stemmt. Man erreicht die Bibliothek über eine Treppe und hält, oben angelangt, inne. Man befindet sich in einem Eingangsbereich, in dem erklärt wird, wie – mit dem von Alexander der Große verfügt Akt der Aufbewahrung der homerischen Schriften im Sarkophag Achills – die Bibliothek „erfunden“ wurde, und man liest die darüber gestülpte „humanistische“ Fiktion des Baldassar Castiglione, die diesen – von Raphael in Szene gesetzten Akt – ausschmückt: „Giunto Alessandro a la famosa tomba Del fero Achille, sospirando disse, O fortunato che si chiara tromba Trovasti, & chi di te si alto scrisse.“ Die Bibliothek als Verlängerung der Geschichte durch das Gedächtnis: „vita memoriae“! Nach altem Muster beginnt die Bibliothek nicht nur mit dem Buch, sondern mit Bild und Bildwerken (Gipsbüsten etwa) und Inschriften zu erklären, was sie ist und was sie will. Wenn man seitlich vom Korridor (dem „Weg“) in den Bibliothekssaal gelangt und dabei über die wohl berühmteste Bibliotheksinschrift, „psychès iatreion“, der Metapher eines Seelenspitals, geht, so finden sich dort an der Decke wieder Inschriften. Die erste lautet „DIC CUR HIC“. Leibniz übersetzte dies in das französische „Où en sommes-nous?“, und meinte, man sollte innehalten, sich gelegentlich einen Moment der Besinnung gönnen, tief atmen und nachdenken. Schelling andererseits wählte das „DIC CUR HIC“ aus gegebenem Anlass zum Motto seiner Berliner Antrittsvorlesung, als er zum Leidwesen der enttäuschten Hegelschüler dessen Stuhl einnahm und sich nun anschickte, dies zu begründen und rechtfertigen. So ergibt sich auch hier die Vorstellung eines ständigen sich Vergewisserns über den Sinn seines geistigen Tuns. Unter dieser Inschrift steht an der Treppenmauer das schopenhauerische Motiv der „PEREGRINATIO“. Darunter wiederum hängt ein Bild des Odysseus, den, zurück in Ithaka, gerade noch sein Hund erkennt. Immer wieder das Motiv des Weges! Eingekleidet in einen „trojanischen Zyklus“ mit all seinen irreführenden und doch zielgerichteten Fahrten! Schließlich ist der Geschichte cicero-nianisch der „testis temporum“ und die „nuntia vetustatis“ sinnstiftend einverleibt. Auf die raphaelische Szene mit Alexander blickt beim Eingang nachdenklich die Melancholia („nox erat“ steht daneben). Und in derselben Denker-

pose findet man – in Salvator Rosas Stich – den Erben und Fortsetzer der trojanischen Geschichte, Aeneas, der gerade träumt und dem gemäß Vergil das Traumgesicht mitteilt: „Hic tibi certa domus“. So ist es zu deuten: Die Bücher haben – endlich – ihr Haus, ihre Bibliothek gefunden. Damit das sicher sei: Beim Zugang mit dem „psychès iatreion“ (und dem „TOLLE LEGE“) hängt der Stich Marcantonio Raimondis des „QUOS EGO“: Man lasse ihn endlich zur Ruhe und zu seinem Ziel kommen. Natürlich passen all diese Anspielungen wie maßgeschneidert zur geisteswissenschaftlichen Natur der Bibliothek. Diese findet ihre tiefere Begründung in der geschichtlichen Dynamik stetigen Wandels und Veränderns, gerade weil eine absolute Gewissheit – außerhalb des rein Mathematischen – nicht zu finden ist. Das kann der Bibliotheksbenutzer – wiederum konkret erfahren. Der Bibliotheksraum ist, bedingt durch die Enge des Grundstücks, schmal. Die Bücher befinden sich rundum auf zwei Geschossen wie in alten Klosterbibliotheken. Wie soll man zu den Büchern gelangen, wenn die Galerie – wegen der Enge des Raums – nur auf einer Seite angebracht ist? Ein trojanisches Pferd, ein friedlichen Zwecken angepasster verschiebbarer Belagerungsturm muss her (um gefährliche, fragile Treppen zu vermeiden). Das Modell ist schnell (im Archivio di Stato in Turin) gefunden. Die Idee solcher Transformation ist andererseits so alt wie humanistischer Einfallreichtum. Der 1453 aus Konstantinopel nach Florenz geflüchtete Argyropoulos meint in Anbetracht der mediceischen Kulturblüte: „tamquam ex equo Troiano quamplures prodire viri eruditissimi“! Gelehrte, Geistesfürsten ebensoviele wie Krieger im Bauch des hölzernen Pferdes! Claude Clément, der Autor der wohl bedeutendsten frühen „Bibliothekstheorie“ bindet diese Metapher an die von ihm als ein unabdingbares Prinzip einer Bibliothek hochgehaltene „comparanda eruditio“: Bildung und Kultur sind Dinge, die man teilt, vermittelt, in den Vergleich setzt, wodurch sie erst ihre kulturelle Bedeutung erhalten. Da das trojanische Pferd einer List des Odysseus entsprang, soll man aber auch gefälligst vorsichtig sein, wenn man die Bücher aus dem Regal nimmt und liest. Es war Laokoon, dessen Mahnung, dessen „Wahrheit“ ungehört blieb. Und so steht auch in der Bibliothek – ständig im Blickfeld – der Laokoon mit dem Motto



Beim zweigeschossigen Bibliothekssaal nimmt eine der Bücherwände den Schwung der Fassade auf. Um die Bücher zu erreichen, kann die Wendeltreppe an den Regalen entlangeschoben werden. Im Hintergrund steht eine Gipskopie der Laokoon-Gruppe. Links: „Centone“. Tagebuch (und mehr) von Johann Caspar Hagen, 1685. Letzte Eintragungen 1728/33.

Der Übergang vom Untergeschoss des Altbaus in die Rotunde. Die Gestaltung vom Türsturz erinnert an die Postmoderne der achtziger Jahre. Die Inschrift „Ed io anche son pittore“ stammt von Etienne-Louis Boullée. Alle Wege durch die Räume sind reich inszeniert.



(nach Plinius) „Graecum est nil velare“. Die „nuda veritas“, die uneingeschränkte Wahrheitsuche sei das Ziel jeden Studiums! So führt der trojanische Zyklus, so führen Bild und Inschrift und Gipsstatue und Möbel zum tieferen Sinn und Zweck der Bibliothek. Von der Sinnhaftigkeit der Bibliothek und des Buches ging alles aus: gemäß dem Motto „et visui et usui“ eines Nürnberger Bibliothekars mit dem Namen Leibnitz. Über Die Sinne geht das Verstehen. So knüpft man an den alten (mnemotechnischen) und den neuen (Warburgs Diktum von der „guten Nachbarschaft“ des Buches) Vorstellungen einer Bibliothek an, deren Bücherordnung eine tiefere Sinn-Ordnung nicht nur abstrakt symbolisiert, sondern konkret verkörpert. Als das Abenteuer dieser Bibliothek begann, waren es durchwegs „antizyklische Vorstellungen“, die uns leiteten. Man hatte gerade begonnen, die Privatisierungslust auch auf Dinge wie Bildung und Hochschule auszudehnen. Wir meinten jedoch, Kultur und Bildung und somit eine Bibliothek müssten öffentlich sein und bleiben. Man kündigte an, dass demnächst das Buch verschwinden und sich in der ach so modernen virtuellen Welt auflösen würde. Seither sind die Papierberge weiter und noch schneller gewachsen. Und die Verantwortlichen sind mehr denn je um eine Antwort verlegen, wenn man danach fragt, ob und wie dann gefälligst aufbewahrt und gesichert werden soll. Die Verlässlichkeit virtueller „Tatsachen“ ist ungewiss. Man sehnt sich inzwischen wieder nach einer physischen, nach einer „wirklichen“ Welt. Das dritte „antizyklische“ Moment ist wohl das wichtigste. Gegen den grenzenlosen Optimismus unendlich wachsender Informationen – und Wissensvermehrung – galt es, die Bedeutung der Grenzen ganz im Sinne der Endlichkeit unseres Aufnahmevermögens und unserer Existenz geltend zu machen. Das Modell unendlich vieler Spezialisten mit je ausuferndem Detailwissen (Wem sollte dann noch der Überblick zugetraut werden? Dem Politiker etwa?) konnte gegenüber dem ständigen Bedürfnis nach Übersicht allein nicht bestehen. „Denkökonomie“ war und ist angesagt. Das bildet auch die eigentliche Herausforderung einer Bibliothek „unseren“ Zuschnitts; und die oben eingeführten Ingredienzien sind bloße Hilfestellung zu diesem einen und großen Ziel, der Bibliothek ihren alten Sinn eines Orientierungsin-

struments, zu verleihen. Schließlich verbindet sich gerade dies mit all jenen Gedanken, die Philosophen zur Entsprechung von Sinneswahrnehmung und geistigem Gehalt vorgebracht haben: „Wir fanden gleich bey der Betrachtung der äußern Sinnesanschauungen eine gewisse vereinigende Anschauung, durch die wir eigentlich erst die Vorstellung der Dinge außer uns erhalten, welche nicht in der Empfindung erhalten ist, sondern allen Empfindungsweisen zugleich zu Grunde liegt, und macht, dass wir durch die eine und andere denselben Gegenstand erkennen.“ So beispielsweise Jacob Friedrich Fries! Ganz wörtlich „auf den Punkt gebracht“ ließen sich solche Erläuterungen auf das Prinzip des „auf einen Blick (erkennen)“ zurückführen. Die Bibliothek ist eben mehr als die Summe ihrer Bücher, sie ist insgesamt eine „Wissensform“, die man vorerst als Ganzes wahrnimmt, und in der eine gewisse Ordnung dafür sorgt, dass das Ganze und die Teile aufeinander bezogen sind, auf dass sich – dank dieser Ordnung – der Leser zurechtfinde, und, was entscheidend ist, auf dass er sich dabei von dem schon Gedachten inspirieren und stützen lasse. Auch das ist – praktische – „Denkökonomie“! Es ist eben mehr als bloßer Zufall, dass die Bücher zur modernen Theorie der Architektur über den Büchern zur klassischen Architektur (Le Corbusier im Obergeschoss über Blondel im Untergeschoss) zu stehen kommen. Die äußere Ordnung steht sinnbildhaft für eine innere – und zwar so, dass dies als Hinweis, als Gedächtnisstütze und als Anregung begriffen werden kann. Die Bibliothek ist also als Ganzes in einem Raum (oder mehreren) zusammengefügt! Dass hier letztlich Buch, Büchergestell und Architektur eine Symbiose eingehen, ergibt sich wie von selbst. Schließlich hat ja Kant „Architektonik“ als die „Kunst der Systeme“ begriffen und damit eine Tradition bestärkt. Das ist kein bloßes „Zitat“. In der Bibliothek wird dies konkret, physisch und materiell umgesetzt mitsamt der deshalb „sinnvollen Bibliotheksordnung“: „visui et usui“. Man befindet sich mit solchen Vorstellungen inmitten einer langen Bibliotheks- und Wissens-tradition. Und es gibt eigentlich keinen Grund, auf die darin gegebenen Vorteile und Vorzüge zu verzichten, schon gar nicht, wenn dies, die letztlich kultur- und geistesgeschichtliche Ausrichtung das eigentliche Thema der Bibliothek ist.

Zwei Blicke in die Arbeits-, Bibliotheks- und Wohnräume im Altbau von Werner Oechslin. Inzwischen sind die meisten Bücher in den Neubau umgezogen und stehen nun einem größeren Kreis von Forschern zur Verfügung.

Fotos: Walter Mair, Zürich, Seite 24 und 25 oben: Gerhard Hagen, Bamberg

